

Das Buch

Als die junge Landhebamme Gesa ihre Ausbildung im Marburger Gebärhaus antritt, hofft sie, den unverheirateten Schwangeren helfen zu können. Die Methoden und Werkzeuge der modernen Geburtsmedizin, die entwürdigende Zurschaustellung der Gebärenden im Hörsaal verstören Gesa allerdings zutiefst. Dagegen bewundert sie die geheimnisvolle Stadthebamme Elgin, die sich nicht von Professor Kilian, dem Leiter des Gebärhauses, für seine ehrgeizigen Pläne einnehmen lassen will. Doch der Drang nach Unabhängigkeit wird für Elgin verhängnisvolle Konsequenzen haben, die auch Gesa nicht aufhalten kann.

Ein spannungsgeladener historischer Roman über zwei ungewöhnliche Frauen, die ihre Freiheit verteidigen.

Pressestimmen

»Spannung mit Tiefgang.«

Oberhessische Presse

Die Autorin

Kerstin Cantz wurde 1958 in Potsdam geboren und wuchs im Ruhrgebiet auf. Nach dem Publizistik-Studium arbeitete sie als freie Journalistin, war Redakteurin bei einem privaten Fernsehsender und schrieb Drehbücher. »Die Hebamme« ist ihr erster historischer Roman. Heute lebt sie mit ihrer Familie in München.

KERSTIN CANTZ

Die Hebamme

Roman

Diana Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier.

Taschenbucherstausgabe 04/2007

Copyright © 2005 und Copyright © 2007 dieser Ausgabe

by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Barbara Raschig

Umschlaggestaltung | Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,

München - Zürich, Teresa Mutzenbach unter Verwendung eines Fotos von

Getty Images|Leonardo da Vinci

Herstellung | Helga Schörnig

Satz | C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-453-35154-7

<http://www.diana-verlag.de>

*Meiner Mutter
und Günter in Liebe*

– aber das Traurigste wird sein, dass ich mit dem Fluch der Sünde belasten werde, was keine ist, wie sie es alle machen – und mir wird Recht dafür geschehen.

BETTINA VON ARNIM

Eins

MARBURG, MÄRZ 1799

Sie hatte nicht erwartet, dass der Schmerz aus der Mitte des Rückens kommen würde, und nun zerrte er an ihr, als wollte er sie in Stücke reißen. Wenn er ihr eine Ruhepause gönnte, dann nur, um danach noch zorniger zu werden.

Feine Schneeflocken schwebten an ihr vorüber, berührten sie kaum, schienen nur die Nacht ein wenig heller zu machen, und kälter. Der Winter war noch einmal zurückgekehrt, als hätte er in den Wäldern vor den Toren der Stadt nur darauf gewartet, sie in dieser Nacht hier anzutreffen und ihr alles noch schwerer zu machen.

Alle waren gegen sie, davon war sie inzwischen überzeugt. Alle, die in den Häusern der Oberstadt schliefen. Denen es nicht passieren konnte wie ihr, schnurstracks in die Hölle zu geraten für etwas, das ohne jedes Versprechen über sie gekommen war. Das reichte, um gegen sie zu sein. Sie konnte nicht anders, als zu glauben, dass sie es verdiente. Etwas anderes hatte man ihr nicht beigebracht.

Sie lief, so schnell sie konnte, und kam doch kaum voran auf der alten Pilgerstraße, die unten an der Stadt entlangführte. Ihre Füße fühlte sie nicht mehr, sie hatten in der Kälte jede Beweglichkeit verloren, fanden keinen Halt auf dem steinigen Weg.

Sie hatte es nicht gewagt, ihre Holzschuhe mitzunehmen, denn sie musste auf ihrer Flucht jedes Geräusch vermeiden. Heute Nacht war sie das erste Mal froh gewesen über das Schnarchen der alten Textor, deren schlechter Atem ihr mehrfach ins

Gesicht geschlagen war. Dann, wenn sie nach ihren Wehen gefragt hatte.

Keine der anderen Frauen hatte sie aufgehalten, und sie hatte nicht darauf geachtet, ob sie schliefen oder vielleicht wach lagen in den harten, mit muffigem Stroh gestopften Betten. In wenigen Stunden würde eine von ihnen wieder hinter die Flügel jener Tür geführt werden. Im Fortgehen hatte sie es vermieden, dort hinzuschauen, als könnten sie sich plötzlich öffnen und sie für alle Ewigkeit verschlucken.

Draußen hatte sie den Fluss gerochen und für einen Moment in Erwägung gezogen, allem ein Ende zu setzen. Doch dann war der Schmerz zurückgekommen, in einer mächtigen Welle, um sie von dem Haus nahe der Brücke fortzutreiben. Dieser Schmerz, den sie gefürchtet und den sie seit Einsetzen der Dunkelheit belauscht hatte. Sie durfte sich doch nicht verraten, denn was sie dort erwartet hätte, wäre noch schlimmer gewesen als alles, was sie bisher über sich ergehen lassen musste.

Das hatte sie begriffen in den Tagen, die mit Angst begannen, noch bevor man sie rief und die Scham sie durchflutete.

Wenn die Hände der Alten sie mit rohen Griffen auf den Tisch hieften, vor die wartenden Männer. Wenn dieses Zittern durch ihren Körper lief, das sie nicht beherrschen konnte. Immer hielt sie den Blick gesenkt, sie wollte sich schützen, nur ein Versuch.

Hände hatten ihren Leib betastet, waren in sie eingedrungen, als suchten sie in ihr nach einem düsteren Geheimnis. Worte, deren Bedeutung sie nicht verstand und die nie an sie gerichtet waren, sprachen sie schuldig, immer wieder, jeden Tag.

Sie wusste von Werkzeugen, mit denen sie das Leben aus ihr herauszerren würden. Sie hatte die Schreie einer Frau gehört und den barschen Ton der Alten, der diese zu einem Wimmern erstickte.

Ein leichter Wind fuhr durch die Bäume des verwilderten Parks, an dem sie vorbeimusste. Sie hörte Äste knarren und zog

das Schultertuch enger um sich. Sie versuchte, ihre Schritte zu beschleunigen, und plötzlich, ohne dass erneuter Schmerz sie gewarnt hätte, spürte sie einen heißen Schwall zwischen den Beinen hervorbrechen. Sie suchte Halt, und für einen Moment spürte sie die zerfurchte Rinde eines Baumriesen so hoffnungsvoll wie eine menschliche Berührung. Ein Schluchzen stieg in ihr hoch, sie schlug die Hand vor den Mund, um es nicht herauszulassen. Mit der anderen umschlang sie ihren Bauch, der hart war und sie nach unten zog, sodass sie ihm am liebsten nachgegeben hätte. Sie wollte auf die Knie fallen, sich auf die Hände stützen, das Gewicht von ihren steifen Beinen nehmen, von den wunden Füßen. Sie wollte ihren Rücken lehnen an etwas, das sie wärmend stützte, und alles geschehen lassen, auch die Schmerzen. Sie wollte schreien.

Stattdessen setzte sie ihren Weg fort und lief weiter auf der dunklen Straße, ohne jemandes Schlaf zu stören.

Sie hatte es nicht mehr weit bis zum Haus des Töpfers, dort, wo sie als Magd verdingt gewesen war, und wo man sie weggeschickt hatte. Die Dienstherrin hatte gesagt, es sei zu ihrem Besten, aber sie wusste doch nicht, wovon sie redete, als sie ihr versprach, sie würden ihr helfen in jenem Haus. Sie hatte vielleicht noch nie gehört, was die Leute erzählten. Oder doch?

Im Laufen schlangen sich die Röcke um ihre Beine, durchnässt und schwer, als wäre sie durch Schlamm gewatet. Sie stellte sich die Stiege vor und zählte im Stillen die Stufen, die außen am Haus zur Öffnung des Dachstuhls führten, wo sie das Stroh lagerten. Sie würde der Versuchung widerstehen müssen, sich unten in der Werkstatt am Brennofen aufzuwärmen, denn er wurde bewacht.

Und sie würde alle Kraft brauchen, unbemerkt hinaufzukommen. Sie würde alle Kraft brauchen, ihr Kind zu gebären. Ohne einen Laut.

*

Der Himmel riss auf, und in der Märzsonne konnte Gesa Langwasser sehen, wie hässlich das Haus war. Es stand in keinem guten Ruf, das hatte sie gleich bemerkt, als sie am Barfüßertor das erste Mal nach dem Weg fragte, und noch hatte sie keine Ahnung, warum das so war.

»Das Haus Am Grün?«

Keiner ließ es sich nehmen, den Worten einen ganz besonderen Klang zu geben, und stets waren diese begleitet von einem Blick auf ihre Körpermitte.

Die Leute hatten ihr kaum ins Gesicht geschaut. Die Leute sahen das, was sie immer sahen, wenn nach dem Haus Am Grün gefragt wurde: eine Frau in Schwierigkeiten. Man hörte Dinge und erzählte sie gern weiter, denn man konnte sicher sein, damit jederzeit Zuhörer zu finden. Diese Frau schien nun gar nicht zu wissen, was sie erwartete. Dafür hatte sie sich zu viel Mühe gegeben, anständig zu erscheinen. Ihr blondes Haar war aus dem jungen Gesicht zu einem straffen Knoten gezurrt und von einer bestickten Kappe bedeckt, deren Bänder sie sorgfältig unter dem Kinn verschlossen hatte.

Die Blicke der Leute hatten sich an nichts länger aufgehalten als am Bund ihrer Röcke, von denen sie drei übereinander trug, wie es auf den Dörfern üblich war. Sogar Lederschuhe hatte sie an. Wenn man es so betrachtete, waren ihr die Schwierigkeiten nicht anzusehen.

Die Bemühungen, ihr den Weg zu erklären, fielen nicht sonderlich gründlich aus. Gesa musste sich mit vagen Richtungsangaben zufrieden geben und mit Straßennamen, die ihr hingeworfen wurden, gleichgültig, ob sie etwas damit anfangen konnte.

Sie hätte meinen können, man schickte sie mit einer gewissen Absicht kreuz und quer durch Marburg. Doch für Gesa gab es keinen Grund, so etwas anzunehmen. Alles Fremde war an ihr vorübergeglitten, es war so vieles, und sie hatte es zu eilig,

als dass sie es fassen konnte. Nur der Gestank und der Dreck in den Gassen sagten ihr, dass manches in der Stadt nicht anders war als zu Hause.

Erst als eine der Frauen, die sie nach dem Haus fragte, den Kopf geschüttelt und Gesa ein armes Kind genannt hatte, war sie ungeduldig geworden. Fast hatte sie alles erklären wollen: dass sie nach Marburg gekommen war, weil es neue Gesetze gab, die von allen Hebammen verlangten, sich einer Prüfung durch Ärzte zu unterziehen; dass es der Dorfschulze damit sehr ernst nahm und ihm das Wort der Frauen nicht reichte. Gesa hätte erklären können, wie stolz sie darauf war, dass sie von ihnen einstimmig gewählt worden war und der Schulze auf einer Prüfung bestand. Doch sie erklärte nichts und fragte niemanden mehr.

Sie stand am unteren Ende der Stadt vor dem Haus mit der fleckigen Fassade und war nicht einmal enttäuscht. Sie hatte sich beim besten Willen nicht vorstellen können, was ein Gebärdhaus war, und darüber, wie es aussehen könnte, hatte sie sich erst recht keine Gedanken gemacht.

Bis heute kannte Gesa nur wenig mehr als ihr Dorf, das in einer Senke lag, zwei Tagesmärsche von Marburg entfernt. Dort hatte sie gelebt, seit sie denken konnte. Sie wusste, dass sie dort zwar nicht geboren, aber mit Tante Bele in einer Zeit dort angekommen war, an die sie keine Erinnerung hatte. Gesa kannte kaum mehr als die abgelegenen Höfe, zu denen sie oft mit ihr gelaufen war. So wie in der frostigen Nacht, die Bele mit dem Leben bezahlen musste, nachdem sie zusammen noch ein anderes auf die Welt geholt hatten.

Gesa blinzelte hinüber zum Fluss, auf dem in der späten Sonne Lichter tanzten. Einige Trauerweiden neigten sich dem Wasser zu, und die Uferwiesen waren noch braun vom Winter. Sie dachte an ihren Garten, der jetzt am Hang vor dem kleinen Haus schmucklos dalag. Wäre alles so geblieben, wie es war,

dann hätten sie bald in den ersten Apriltagen die Beete für die Aussaat vorbereitet.

Aber nichts war so geblieben, wie es war. Vielleicht würde jemand ihren Garten bepflanzen, damit sie Gemüse für den Winter hatte, denn man wartete schließlich auf ihre Rückkehr. Sie hörte die Räder eines Fuhrwerks über eine Brücke rumpeln und wollte ihm nachlaufen. Sie tat es nicht, denn fürs Erste war sie am Ziel.

Ein Fenster wurde über ihr aufgestoßen. Nacheinander klappten im ersten Stockwerk die Flügel aller Fenster auf, ohne dass Gesa einen Menschen entdecken konnte. Eine ungeduldige Männerstimme brachte eine andere zum Schweigen und verlor sich dann.

»Willst wohl da draußen festwachsen«, sagte jemand.

Nur schwer konnte Gesa die Züge der Frau erkennen, die ihr die Tür geöffnet hatte. Alles an ihr schien grau zu sein, als sei sie ein massiger Schatten. Sie trug ein dunkles, hochgeschlossenes Kleid und eine lange, helle Schürze, die einige Flecken erkennen ließ.

»Hättest dir ruhig noch ein paar Wochen Zeit lassen können, wie ich das sehe. Wir sind nicht dazu da, dich durchzufüttern.«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen«, sagte Gesa und fasste ihr Bündel fester. »Ich heiße Gesa Langwasser, und ich bin hier, um die Prüfung zu machen.«

»Ach was.«

Die Frau trat einen Schritt vor. Eine weiße Haube bedeckte ihren großen Kopf und das Haar, sofern sie welches hatte. Man konnte Zweifel daran haben, weil das Gesicht so vollkommen nackt aussah. Ihre Augen, die Gesa weiterhin regungslos musterten, lagen darin wie flache Steine.

»Eine neue Schülerin also.«

Es war eindeutig Brantwein, den Gesa roch, als sie so dicht vor ihr stand, was unangenehm genug war, und er mischte sich mit einem süßlichen Geruch, der es keinesfalls besser machte.

»Na los, dann komm mit«, sagte die Frau. »Aber glaub nicht, dass du jetzt eine Hausführung kriegst. Die macht der Herr Professor gern selbst, er legt sogar allergrößten Wert drauf. Dann kann er nämlich seine Regeln mitteilen, die sind ihm sehr wichtig, seine Regeln.«

Gesa musste dicht bei ihr bleiben, um zu verstehen, was sie sagte. Und sie wollte es verstehen, obwohl sie nicht mehr damit rechnete, dass es sich um etwas Freundliches handeln könnte.

Das Einzige, was Gesa erkennen konnte, während sie der Frau durch den unteren Teil des Hauses nachlief, war die Küche. Die Wärme des Herdfeuers flog viel zu schnell an ihr vorbei, und sie bemerkte, dass sie hungrig war. Zuletzt hatte sie mittags etwas gepökeltes Fleisch gegessen, ein letztes Stück, das sie in der Speisekammer hatte finden können, bevor sie sich auf den Weg gemacht hatte. Ihre Vorräte waren in diesem Jahr früher aufgebraucht als sonst. Sie hatte Tante Bele zum Schluss jeden Tag eine Fleischbrühe gekocht, jeden Tag, bis zum letzten.

Über eine dunkle Treppe erreichten sie den ersten Stock. Hinter leicht geöffneten hohen Türen nahm Gesa eine Bewegung wahr. Sie vermutete, dass es ein großer Raum war, der dahinter lag, und plötzlich konnte sie wieder die Neugierde spüren, die in den letzten Wochen stetig in ihr gewachsen war.

Gesa folgte der Alten durch einen lichtlosen Gang, in dem es kälter war als unten. Hier lagen weitere, wohl kleinere Zimmer nebeneinander, in denen sie gedämpfte Stimmen ausmachen konnte, die verstummten, sobald ihre Schritte sich näherten.

»Das Lüften ist hier im Hause eine der wichtigsten Regeln, damit du das weißt. Ständig werden die Fenster aufgerissen, und wenn du mich fragst, ist es für nichts gut, als sich gründlich den Hintern abzufrieren. Aber der Herr Professor wird dir seine gelehrte Meinung dazu verkünden, und du wirst tun, was er will. Trotzdem wirst du zuallererst das tun, was ich von dir will.«

Die Frau öffnete die Tür am Ende des Flurs und wandte sich zu Gesa um.

»Ich bin die Haushebamme Textor.«

Mit ihr betrat Gesa eine kleine Schreibstube, in der selbst das wenige schlichte Mobiliar kaum Platz hatte.

»Und Sie unterrichten uns?« Gern hätte Gesa darum gebeten, sich auf den Stuhl neben der Tür setzen zu dürfen. Ihr taten die Füße weh in Beles Schuhen.

»Das fehlte noch!« Die Frau lachte freudlos.

Während ihre Finger unter die Schürze griffen und einen Schlüsselbund hervorzogen, zwängte sie sich an dem Tisch vorbei zum Schrank, und ihre Versuche, das Schlüsselloch zu trefen, misslangen mehrfach.

»Frau Textor?«

Die Stimme kam vom Flur, und Gesa fragte sich, ob der Mann, der jetzt im Türrahmen auftauchte, sich genähert hatte, ohne den Boden zu berühren. Seine Gestalt wirkte groß und dunkel in dem kleinen Raum, doch das mochte an dem schwarzen Gehrock liegen und den schmalen Hosen.

Die Alte fuhr auf, und ihr überraschtes Prusten hatte einen aufsässigen Unterton. Sie holte etwas unter der Schürze hervor, steckte es sich in den Mund und schob es, was auch immer es war, darin herum.

»Aus Ihrer Frage schließe ich, dass Sie eine unserer Hebammenschülerinnen sind ...«, sagte der Mann mit einem flüchtigen Lächeln. »Nun, ich kann Ihnen dazu sagen, dass Sie von Professor Kilian unterrichtet werden, einem angesehenen Geburtshelfer und Gelehrten. Und in unwesentlicheren Anteilen von mir.«

Sie war sich selber fremd unter dem Blick dieses Mannes, der vermutlich ein Doktor der Medizin war und jünger, als man das von so jemandem denken würde.

Er musste sie für unhöflich halten, weil sie immer noch keinen Ton herausgebracht hatte. Fahrig strich er seine Haare aus

der Stirn, und entweder hatte er vergessen, seinen Namen zu nennen, oder fand möglicherweise, Gesa müsste sich zuerst vorstellen. Die Stille rauschte in ihren Ohren, und sie fühlte sich unbehaglich.

»Wie auch immer ...«, fuhr der Mann fort, »... Frau Textor, ich möchte Sie daran erinnern, dass wir von nun an in der Nacht das Haus verschließen, wenn Sie das bitte nicht vergessen möchten. Der Professor bat darum, es Ihnen noch einmal zu sagen. Das tue ich hiermit und empfehle mich.«

Er nickte kurz und verschwand. Gesa lauschte auf seine Schritte, die sich rasch entfernten.

»Vergessen!«, sagte die Hebamme und verzog ihr dickes Gesicht. »Wie soll ich das vergessen nach dem Affentheater heut früh.«

Sie nahm ein großes Buch aus dem Schrank. Dann klappte sie das Tintenfass auf und begutachtete die Spitze der Schreibfeder.

»Das war der Herr Doktor Heuser. Wenn du ihm schöne Augen machen willst, dann kannst du dir die Mühe sparen. Das Einzige, was der mit Weibern anfängt, ist nämlich, sie zu vermessen. Hast du das Geld?«

Gesa stellte ihren Korb ab und begann ihr Bündel aufzuknüpfen.

Sie zählte der Alten das Geld auf den Tisch, laut, so wie es der Dorfschulze getan hatte, feierlich, jeden Taler einzeln. Es beruhigte sie, ihre eigene Stimme zu hören. Das hatte ihr schon geholfen, als sie noch ein Kind war und Bele sie in den Nächten allein ließ.

*

Es gab noch etwas, das Gesa beruhigte, nämlich mit nackten Füßen den Boden zu berühren. Dabei war es gleichgültig, ob es die feuchte Erde einer Wiese war, die harten Furchen eines

Feldes oder die Kiesel am Grund des Alten Wassers, eines Weihers, in den sie jeden Herbst den Flachs zum Weichen gelegt hatte. Es war gleichgültig, ob es der Lehmboden zu Hause war, den sie fegen, befeuchten und festtreten musste, oder ein Holzboden, wie sie ihn von den größeren Höfen kannte und wie sie ihn jetzt hier unter den Füßen hatte, in dem Zimmer mit vier leeren Betten.

Die Haushebamme hatte sie hier heraufgeführt, nachdem sie umständlich Gesas Namen in das Buch eingetragen hatte, ihre Konfession, den Tag ihrer Geburt und den Tag ihrer Ankunft im Gebärdhaus zu Marburg. Gesa hatte versucht, weitere Eintragungen auf der Seite zu entdecken. Doch die Hebamme schrieb mit dicht über das Papier gebeugtem Kopf, und Gesa hatte nicht gewagt, ihr zum Entzünden der Kerze zu raten.

Sie wagte auch nicht, nach etwas zu essen zu fragen, und so bekam sie auch nichts.

Aus einer Kammer im oberen Flur hatte sie Leinzeug erhalten und etwas, das eine Schürze sein mochte, wie jene, die Frau Textor trug. Nun blickte Gesa auf ihre Füße hinab, auf denen die dicken Wollstrümpfe ein Muster hinterlassen hatten, und bewegte sie. Die Dielen schienen wärmer zu sein als die abgestandene Luft in dem Zimmer. Hier legte man offenbar nicht so viel Wert auf das Lüften. Über sich hörte sie ein Geräusch, als würde ein Stuhl verschoben, und nebenan öffnete sich eine Tür.

Gesa setzte einen großen Zeh auf und zog einen Halbkreis in die dünne Staubschicht, die den Boden so gleichmäßig bedeckte, als hätte ihn lange niemand betreten. Sie breitete die Arme aus und drehte sich weiter, bis sie mit der Zehenspitze den Kreis schließen konnte. Ihr Blick war auf den Boden geheftet, und Gesa war überrascht, als ihr dort wenige Schritte entfernt ein zweites Paar nackter Füße begegnete, über dem sich der Saum eines dunkelblauen Kleides bewegte.

In der Tür stand eine junge Frau und sah ihr zu.

»Wenn man bedenkt, dass ich erst heute die heilige Elisabeth angefleht hab, mich hier nicht länger allein zu lassen ... Und jetzt kommst du, na so was«, sagte sie. »Ich bin Lotte Seiler. Und du? Du bist doch die Neue?«

»Ja. Ich bin Gesa Langwasser.«

»Du bist noch jung, um eine Hebamme zu sein oder auch nur eine zu werden. Wie alt bist du?«

»Neunzehn.«

»Na so was«, sagte Lotte wieder und kam auf sie zu. Sie neigte ihren Kopf zur Seite und begutachtete Gesa. Ihre flinken Augen huschten über alles, was sie interessierte. Mit ihrem leicht gedrungenen Körper und den kurzen Schritten wirkte sie wie eine Henne, die ihr Gelege abschreitet, und sogar ihre Haare erinnerten an das Gefieder brauner Hühner.

»Und noch nicht verheiratet?«

»Woher willst du das wissen?«

Lotte blieb stehen und schaute Gesa weiter an.

»Die Farben deiner Haubenbänder. Hellblau unverheiratet, weiß für die Witwen, blau für den Rest – das Dorf sieht alles, das muss ich dir doch nicht sagen. Sie haben doch bestimmt einen langen Hals gemacht, die Kerle – du bist hübsch. Also, wie hast du sie dir vom Leib gehalten? Hast du Waffen unter deinen Röcken versteckt? Die trägt man hier übrigens länger, hast du das gesehen?«

Gesa lachte. Es war das erste Mal seit vielen Wochen, dass sie das konnte.

»Willst du nicht mit mir rüberkommen?«, fragte Lotte und senkte ihre Stimme ein wenig. »Warum soll jede für sich sein? Nur, weil sie die Betten nicht voll kriegen. Nicht bei uns hier oben und bei den Schwangeren auch nicht. Heute Nacht ist ihnen eine entkommen. Der Professor war außer sich, den ganzen Tag hat er sich nicht beruhigt.«

Entkommen?, dachte Gesa und fragte: »War die Hebamme deshalb so schlechter Dinge?«

»Du wirst feststellen, dass sie keinen besonderen Grund braucht, um schlechter Dinge zu sein.«

Sie folgte Lotte hinüber in das andere Zimmer, das sich in nichts von dem anderen unterschied. Dass es von Lotte bewohnt war, reichte Gesa, um sich dort besser zu fühlen. Sie überließ sich dieser jungen Frau wie ein Kind, folgte ihrem Rat, das klumpige Bett aufzuschütteln, nahm aus ihrer Hand das Leinzeug entgegen, um es zu beziehen und sich darauf niederzulassen.

Sie ließ den Schmerz dieses Tages aus dem Körper gehen und musste nicht daran denken, dass noch ein anderer auf sie wartete. Sie konnte das vergessen, weil sie Lotte zuhörte, die ihr erzählte, dass sie verheiratet war und zwei Kinder geboren hatte, von denen eines nur ein Jahr alt geworden war. Sie sprach von ihrem Mann, der Schmied war und dem im vergangenen Sommer ein Ackergaul vor den Schädel getreten hatte. Sie erzählte, dass er seit dem Tritt nicht mehr richtig arbeiten konnte und dass sie ihn deshalb rumgekriegt hatte, sie etwas dazuverdienen zu lassen. Ihr Dorf in der Schwalm brauchte eine Hebamme, weil die alte wegen ihrer gichtigen Finger nicht mehr recht hinkommen konnte.

»Jedenfalls«, sagte Lotte, »schlage ich zwei Fliegen mit einer Klappe. In diesem Jahr krieg ich selber kein Kind mehr, weil ich hier bin und weg von zu Hause. Nämlich eins sag ich dir: So geschwächt ist mein lieber Mann nun auch wieder nicht, dass er damit aufhören wollte, mir immer wieder ans Hemd zu gehen.«

»Wie lange bist du denn schon hier?«, fragte Gesa schläfrig.

»Drei Wochen.«

»Wie ist es?«

»Ach«, sagte Lotte. »Das wirst du morgen selber sehen.«

*

Marietta war nervös, seit sie nach der Gottschalkin geschickt hatte. Sie öffnete den schweren Deckel der Truhe und ärgerte sich über den Staub, der selbst in dem matten Licht zu sehen war, das durch die kleinen Fenster in die Stube fiel.

Sie war Herrin eines gut geführten Haushalts, die Frau des Töpfermeisters, und sie war es nicht gewohnt, ihr Handeln in Frage zu stellen. In Wirklichkeit ärgerte sie sich maßlos über dieses dumme Ding, das im anderen Teil ihres Hauses auf dem Heuboden lag. Und wenn Marietta noch länger darüber nachdachte, dann musste sie selbst sich fast für ehrlos halten. Man konnte ihr vorwerfen, dass sie ihrer Pflicht nicht nachgekommen war, ein unerträglicher Gedanke.

Sie zerrte eine grobe Decke hervor und schloss die Truhe mit einem Knall. Besser, sie machte alles selber. Das Gesinde würde nur herumplappern. Die neue Magd war zwar schwer von Begriff, aber an dem, was es da oben zu sehen gab, war nichts falsch zu verstehen.

Deshalb hatte Marietta den alten Mattes geschickt, der fast taub war und zu nicht viel mehr nützte, als die Wache am Brennofen zu halten. Sie hatte ihn aus der Werkstatt fortzerren und an ihn hinschreien müssen. Sie musste ihm warmes Bier versprechen und würde dafür sorgen, dass er es sofort bei seiner Rückkehr bekam. Dann konnte sie sicher sein, dass er den zahnlosen Mund hielt über das, was sie ihm aufgetragen hatte.

Zwei Stunden waren vergangen, seit sie dem unverkennbaren dünnen Ton die Stiege hinaufgefolgt war. Diesem zittrigen Laut, den sie kannte, weil er ihr schon aus so vielen Stuben entgegengekommen war. Immer dann, wenn sie als gute Nachbarin eine Wochensuppe brachte, die sie so zubereiten konnte, dass sich alle die Finger danach leckten.

Es war bekannt, dass Marietta ein schwarzes Huhn schlachten ließ, wenn es in der Nachbarschaft eine Geburt gegeben

hatte, denn das konnte sich hier wahrhaftig nicht jeder leisten. In der Stadt nahm das Elend täglich zu, die Töpfer aber hatten im Gegensatz zu anderen Handwerksbetrieben in diesen Tagen ein gutes Auskommen. Viele konnten ihre Waren kaum loschlagen, die Auftragslage der Euler jedoch stieg. Und seitdem sie nicht mehr nur Dachsteine brannten, sondern man plötzlich nach Töpfen, Krügen und Geschirr verlangte, die bis nach Frankfurt geliefert wurden, kam das Geschäft erst richtig in Schwung.

Deshalb gefiel es Marietta, die Frau von Eugen Schrickler, dem Töpfermeister, zu sein. Und sie wollte es bleiben. Dafür musste sie sich anstrengen, sie wusste es, obwohl er nicht darüber sprach. Bis jetzt reichte es ihm vielleicht noch, dass sie sich so bereitwillig beschlafen ließ.

Seine Mutter dagegen hatte begonnen, ihr unverhohlen auf den Leib zu starren, sobald die Zeit reif gewesen war nach der Hochzeit. Schlimm genug, dass sie jeden Handstreich, den sie im Haus tat, kontrolliert hatte, die alte Vettel. Ob die Suppe, die sie für die Gesellen auf den Tisch brachte, nicht zu fett und das Brot nicht zu dick geschnitten war. Sie schien über alles Bescheid zu wissen, was sich unter dem Dach des Hauses tat.

Jedes Mal, wenn Eugen die schweren Leinenvorhänge des Bettes mit der einen Hand schloss, während die andere schon ihr Hemd hochschob, fürchtete Marietta, die alte Schrickerin hätte ihr Ohr an der Wand, denn ihre Schlafkammer war nebenan. Und so hatte sie regungslos dagelegen und geschehen lassen, was immer auf gleiche Weise geschah, wenn sie Eugens Hände auf ihren Schenkeln spürte. Sein Verlangen befriedigte er mit schnellen Stößen. Nach ihrem fragte er nicht.

Die Alte hatte sich nicht entblödet, ihr an einem frühen Morgen, während sie ihre Sauermilch schlürfte, zu sagen, dass sie sich in der Nacht ein Kissen unter den Hintern legen sollte. Das würde Wunder wirken.



Kerstin Cantz

Die Hebamme

Roman

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35154-7

Diana

Erscheinungstermin: März 2007

Die Macht der Medizin gegen das geheime Wissen der Hebamme

Marburg, 1799: Seit Ärzte die Geburtshilfe zum akademischen Fach erheben, finden Entbindungen im Gebärfhaus statt – unter menschenunwürdigen Bedingungen, wie die Hebammenschülerin Gesa bald herausfindet. Deshalb vertrauen sich die Marburgerinnen lieber der geheimnisvollen Elgin an, auch wenn die Obrigkeiten das Wirken der erfahrenen Hebamme als Puscherei abtun. Als die selbstbewusste Elgin sich weigert, mit dem Gebärfhaus zusammenzuarbeiten, kommt es zu einem folgenschweren Machtkampf ...

Ein spannungsgeladener historischer Roman mit kriminalistischen Elementen.